



# • Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 34.

Wiesbaden, den 23. Mai 1915.

3. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Pfingstgeist“, von Walther Nithad-Stahn. — „Der Rirshbaum“, Novelle von Paul Ernst. — „Schlingengraben-Frühling“, von Otto Doderer. — „Klassenlosgeld“, Erzählung von Fritz Müller. — „Kriegsopfergefallen im Zaunus“, von Karl Schüt. — „Die Schlacht in der Vorgebirgsstraße“, ein Scherz von Prof. Dr. Leo Brenner. — „Ridderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Ede“.

## Zum Geleite:

Jeder Mensch bedarf allerdings eines Mittlers, eines Anführers, der seinen Sinn für Religion aus dem ersten Schlummer weckt und ihm eine erste Richtung gebe, aber dies soll nur ein vorübergehender Zustand sein; mit eigenen Augen soll dann jeder sehen und selbst einen Beitrag zur Förderung zu den Schätzen der Religion, sonst verdient er keinen Platz in ihrem Reich und erhält auch keinen.

Friedrich Schlegelmaier.

## Pfingstgeist.

Von Walther Nithad-Stahn.

Im Frühlingswalde flötet die Nachtigall, fernher antwortet ihr eine zweite: man spürt, sie halten Zwiesprache in ihrer wundersüßen Zunge. In all den Tierlauten, auch der uns nichttönenden, es weiß doch ein Wesen, was das andere sagen will. Die stummen Geschöpfe, selbst die Pflanzen — ist es nicht, als grüßten sie sich und nickten einander zu, während über ihnen die Kronen der Bäume raunen? Warum sind die Seelen der Menschen sich so fern? Blihtartig hat uns der Weltkrieg die alte Tatsache beleuchtet, daß nichts so schwer ist als eine Verständigung derer, die Menschenantlig tragen. Die seit Jahrtausenden nachbarlich auf kleinen Erdteilen wohnen, durch dünne Linien getrennt, die ein Kind überspringen kann, sie kennen sich nicht, als lebten sie in verschiedenen Welten.

Was scheidet die Menschen? Täglich wuchs im Frieden der Weltverkehr, immer schneller fuhr und flog man von Land zu Land, sprach über Ozeane hin, kaufte und verkaufte, schrieb und besuchte sich. Und doch ziehen die Völker heute ihre Grenzen schärfer als je, zäunen sie mit starrenden Waffen. — Trennen uns die Sprachen? Ja, diese höchste Errungenschaft des Menschen, das wundervolle Instrument seines Geistes, bestimmt die innigste Verbindung von Seele zu Seele zu spinnen, sie hat das Menschengeschlecht ansäglich zerspalten, die Völker, sogar die Stämme eines Volkes taub und stumm gegeneinander gemacht. Du verstehst schier besser das Lied eines Vogels, als die Worte eines Chinesen. Eine tiefsinnige Sage erzählt, daß einst die gesamte Menschheit eins war. Am Euphrat und Tigris wohnte sie und schuf glorreiche Werke der Kultur. Da kam ein Kühner auf den Gedanken: Laßt uns einen Turm errichten, dessen Spitze in den Himmel ragel! Mit vereinten Kräften laßt uns empordringen zum Sitz der Gottheit, ihr gleich zu sein! Ein Menschenbau, phantastisch groß, wie für die Ewigkeit. Aber

siehe, er blieb ein Fragment. Denn plötzlich, durch einen Machtpruch des Gottes, der ihren titanischen Uebermut beugten wollte, verstanden die Millionen ihre Sprache nicht mehr. Verwirrung entstand, Zwietracht der Geister, und auseinander nach allen Winden zogen die Scharen derer, die gleicher Zunge waren: von nun an Völker, die sich kaum noch kannten, einander Barbaren schalten, die unverständlich schwahten. Dennoch, die Sprachverschiedenheit erklärt die gerissene Menschheit nicht, sie ist Folge, nicht Ursache.

Denn die alte Klage bleibt, wir Deutsche wußten bis vor kurzem ein Lied davon zu singen, daß auch die Kinder einer Muttersprache sich oftmals fremd sind. Sie konnten zueinander nicht kommen. Klaffende Risse in der Volksgemeinschaft, Stand gegen Stand. Kein Wunder, wenn doch einer Mutter leibliche Kinder, die an einem Tisch sitzen, sich oftmals stoßen und reiben. Denn jeder lebt in seiner eigenen Welt, ein Wesen für sich. Des Menschen höchster Adel ward auch sein Verhängnis. Die Freiheit, sich selbst zu leben, bezahlt er mit der Vereinsamung. Die Verschiedenheit der seelischen Ausdrucksform verschließt dem einen die Seele des anderen. Der Mensch dem Menschen ein Rätsel, oft ein Stein im Wege, eine Anfechtung. Das ist die Tragik unseres Lebens.

Zwar wendet man ein: danken wir Gott, daß wir so unterschiedlich geartet sind! Wie arm wäre die Welt, wenn wir alle auf denselben Ton gestimmt wären. All das Geistesleben der Menschheit entfaltet ja seine Fülle nur durch die Vielfeiligkeit unseres Geschlechtes. Wohl wahr. Aber es kann nicht der Sinn unseres Lebens sein, daß wir uns einander entfremden, sondern daß wir uns verbinden. Nicht babylonische Verwirrung ist das Ziel, sondern heilige Sammlung, nun wohl, so muß es einen Weg der Verständigung aller Menschen geben. Welcher ist's?

Einst war, so erzählte die alte Pflingstmar, eine Versammlung von Menschen aus vielen Völkern und Zungen. Wie berauscher Sturm ging es hindurch, züngelnde Flammen der Begeisterung, ein Meer von Stimmen, viel-tönig, doch ineinander klingend, wie ein Akkord. Und siehe: bei e i n e m Wort verstanden sie sich, ihr Schibbolath war's, der Schlüssel, vor dem aller Herzen Tore aufsprangen: Gott! Man sagt uns immer wieder: gerade dies ist das vieldeutigste unter allen. Nicht zwei Menschen meinen genau dasselbe damit. Jedoch, diese kleinen Leute aus aller Herren Länder redeten von Gott ja nicht in philosophischen Begriffen, wollten ihn nicht vernünftelnd beweisen — wie der Vogel auf dem Zweig seine Lust und seine Liebe singt, so quoll aus ihrer Brust das Gefühl eines großen Gegenwärtigen. So sprachen sie's aus, wie der Künstler im unmittelbaren Drange dichtet; wie der Quell aus verborgenen Tiefen brach es elementar aus ihnen hervor. Wir haben den Unendlichen geschaut! In der schlichten Menschlichkeit eines gekreuzigten Helden ging er uns auf. Nicht ein Gott nur der bevorzugten Leute — ein Bettler am Zaum darf sich seiner getrösten. Nicht ein Gott nur der Tugendhaften — auch die hundertmal Strauchelnden dürfen sich an ihm aufrichten. Nicht ein Gott nur e i n e s Volkes, das mit ihm prahlen könnte — aller Menschen, aller Welten alleiniger Herr!

So etwas fühlt man, oder man fühlt es nicht. Die dort fühlen's, und wie ein elektrischer Strom ging es durch sie hindurch, sprang in feurigen Funken auf die ergriffenen Hörer über. In dieser Stunde hatten sie e i n e n Gott erlebt. Und über alle Schranken der Sprachen, Individualitäten, Nationen hinüber verschmolzen die Seelen. Wer mit mir e i n e s Gottes ist, dem bin ich verwandt.

Ja, es gibt keine andere Einigung der Menschheit als die der Religion. Diplomatie, Handelsverträge, Interessengemeinschaften schlagen tausend Brücken von Volk zu Volk, Stand zu Stand, Mensch zu Mensch. Aber daß die Seelen über diese Brücken zueinandergehen, daß sie sich wirklich treffen — dazu gehört gemeinsame, heilige Ueberzeugung. Sagen wir: e i n Geist! Wohlverstanden: nicht, daß nun alle wörtlich dasselbe denken, sagen müssen. In alle Ewigkeit wird es nicht gelingen, daß auch nur zwei ausgeprägte Persönlichkeiten sich begrifflich einigten. Und brauchten sie auch dieselben Worte, unmerklich wird in ihrem Munde die Klangfarbe verschieden sein. Was tut's? Wenn sie nur e i n e s Geistes sind. Mögen ihre Gedanken noch so weit divergieren, wenn sie sich nur am Ende in e i n e m Punkte treffen: daß sie dem unergründlichen, doch im Herzen erfakten Gotte zustreben, in vertrauender Hingabe an ihn als an die Macht des Guten in der Welt. Nicht Einseitigkeit ergibt das, aber Einmütigkeit.

Was also eint die Menschen? Die Gesinnung. Durch die Jahrtausende klingt ein hohes Lied ohne Worte, das keiner Uebersetzung, keiner Stillfierung bedarf. Von einer in Bescheidenheit großen Persönlichkeit ging es aus, die in fernem Lande, unter uns fremden Verhältnissen ihr kurzes Leben führte, von der uns kaum ein Wort in seinen ursprünglichen Heimatslauten erhalten ist. Und doch ist er noch heute allverständlich dem, der guten Willens ist. Laßt ihn erzählen.

Am Wegrande liegt ein todwunder Mensch, ein anderer kommt zufällig des Weges, feindlichen Volkes, fremder Sprache und — wie man zu sagen pflegt — auch fremden Glaubens. Aber er beugt sich über den Elenden, verbindet seine Wunden und rettet sein Leben. Kein Wort ward zwischen ihnen gewechselt, doch sie verstanden sich. Das ist die Weltsprache der Liebe, die man im Lande der weißen, schwarzen und gelben Rasse reden und vernehmen kann. Das ist die Sprache, die Engel reden, die Sprache des Ewigen selber, der stumm beredt seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute; die selbst das dumpfe Tier versteht und die zitternde Pflanze im Sonnenlicht. Sie wird auch jetzt gesprochen auf den Schlachtfeldern, in den Lazaretten und Gefangenenerlagern, sie schwebt als leiser Ueberton über dem brüllenden Konzert der Vernichtungswaffen. In ihr allein klingt die Seele der Menschheit. Sie ist ihre Zukunfts-

mußt, die auch dieser Weltkrieg nicht zum Schweigen bringt!

„Sie sind voll süßen Weines!“ so spotteten einst über die kleine Pflingstgemeinde die, deren Herzen verschlossen waren. So lächelt man auch heute, wenn einer diese Töne anschlägt, bei der in jeder lebendigen Brust die Saiten erklingen sollten. Ja, mancher, der es gut mit seinem Volke meint, ergrimmt darob, als lähme dieser Geist das hochnotwendige Selbstgefühl der Persönlichkeit, das Eigenbewußtsein eines in den Kampf gestellten Volkes. Und doch wird im Ringen der Völkergeister das Volk das innerlich stärkste sein, dem im Kampfe das höchste, umfassendste Ziel vorschwebt.

Freilich ist das Glaube. Es ist tatsächlich ein heiliger Rausch, der uns ergreifen muß. Es ist das Wunder der Pflingsten. Komm, heiliger Geist!



## Der Kirschbaum.

Novelle von Paul Ernst.

Ein wilder Kirschbaum blühte am Rande eines Weges, der zwischen grünen Feldern mit handhoher Saat in den stillen braunen Wald führte. Ein junger Ritter saß auf seinem Roß und kam unter den blühenden, von Bienen umsummten Baum, auf den vom blauen Himmel hernieder die Sonne freundlich schien. Plötzlich war es ihm, als fühle er eine Särtlichkeit gegen den Baum, er hielt an, umarmte den seidenglänzenden glatten Stamm und küßte ihn; wie er das getan, schämte er sich seines törichtigen Handelns, ließ den Stamm los, ergriff wieder die Zügel und drückte leicht mit den Knien das lustige junge Pferdchen, daß es fröhlich wiehernd und mit dem Kopf nickend sich in eine rasche Gangart setzte.

Da war es ihm, als spüre er hinter sich ein leichtes, federleichtes Wesen sitzen; er wunderte sich nicht und sah sich nicht um; zwei feine Hände in zarten, seidenweichen Handschuhen schoben sich von hinten und schlangen sich um seinen Leib, das leichte Wesen hielt sich an ihm fest. „Wenn ich denn schon träume,“ dachte er, zog den einen Handschuh leise von dem Händchen und steckte ihn in die Tasche. Ein silberhelles Lachen ertönte von dem Wesen hinter ihm, und eine zarte Stimme sagte: „Nun hast du mich gefangen, und wenn ich bei dir bleiben soll, so darfst du mir den Handschuh nie wiedergeben.“ Hier wandte er sich um und sah ein wunderliebliches Gesicht, hell wie eine Kirschblüte, mit blauen, tiefen Augen wie der Himmel und goldenem Haar wie ein reifes Weizenfeld. Er blickte sie erstaunt an, und das Mädchen lachte wieder mit dem Klang eines silbernen Glöckchens. Das Pferd hielt still, riß den Kopf zur Erde und kaute am Gebiß, der Jüngling starrte noch immer; da sagte das Mädchen: „Willst du nicht umwenden und zu deinem Hause hinauf reiten? Denn ich bleibe doch nun bei dir.“ „Ja, das will ich tun, wenn du nun bei mir bleibst,“ erwiderte er, wendete um und ritt seinen Weg zurück. Wie er unter dem Kirschbaum durchkam, rief das Mädchen: „Lebe wohl, lebe wohl.“ „Wie, willst du gehen, ich denke, du willst bleiben?“ fragte erschrocken der Jüngling; das Mädchen lachte und sprach: „Nicht von dir nahm ich Abschied.“

So brachte er das Mädchen nach Hause, und sie blieb bei ihm; sie küßte ihn und lachte ihm zu mit heiteren, glücklichen Augen; und wenn sie zu ihm lachte, dann vergaß er sein Haus, die Menschen und die Enge, und es war ihm, als liege er ruhig und ohne Gedanken unter einem schönen Baum, in dessen grünen Laub golden die Sonnenstrahlen irren. Sie stand am hohen Fenster und sah ins weite Land hinaus, und Bienen kamen, viele hunderte, und umsummten sie, sie aber stand ruhig und ohne Angst inmitten des Schwarzes, und zuletzt sagte sie lachend: „Fliegt weiter zum Birn-

baum, fliegt weiter zum Schlehdorn. Verblüht ist die Mandel, nun blüht bald der Apfel." Da zogen sich die Bienen zusammen zu einem dunklen Schwarm und flogen fort.

Nach Wochen war es, als ob ihre weiße, durchsichtige Haut sich leise röten wollte wie eine helle Kirschbeere; ihre freundlichen Lippen lächelten gütig, und der Jüngling sagte: „Ich denke, du mußt schöne Gaben reichen jedem, der vorüber kommt, Erquickung den müden Wanderern; ich kann mir nicht anders denken, als daß das so ist; und hast du mir nicht auch Heiterkeit gebracht, Leichtigkeit und Güte?“ „Ich will bei dir bleiben," antwortete sie; „versprich mir, daß du mir nicht nachgeben willst, wenn ich dich einmal um etwas bitte, denn wenn du mir nachgibst, so wird ein Unglück folgen.“ „Ach, du Liebe, du hast doch noch nie etwas von mir gebeten," sprach er, „du bist nur immer fröhlich und bist freundlich zu mir; wenn ich dir ein kleines Geschenk mitbringe, einen Ring oder ein Band oder einen Gürtel oder Ähnliches, so freust du dich, damit ich mich über deine Freude freue, aber dann legst du das Geschenk fort. Bitte doch einmal etwas von mir, damit ich weiß, was dir eine wirkliche Freude machen kann, damit ich es dir kaufe oder suche.“ Da wurde das Mädchen ängstlich, in ihren klaren Augen stiegen Tränen auf, sie faltete flehend die Hände und sagte zu ihrem Freunde: „Lieber, ich flehe dich an, wenn ich dich einmal um etwas bitte, so gewähre es mir nicht, denn wenn du es mir gewährst, so folgt ein Unglück.“ Da lachte er, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Wie bist du doch kindisch!" Aber sie ließ nicht nach mit Flehen, bis er ihr versprach, daß er niemals eine Bitte erfüllen wolle.

Wie dieses nun gewesen war, da erzählte nach einigen Tagen der Jüngling, daß er ausgeritten sei und durch Zufall an dem Kirschbaum vorbeigekommen, bei dem er sie damals getroffen im Frühjahr, und der Baum habe voller weißer und roter Kirschbeeren gehangen und habe seine Früchte ihm dargeboten, und ihm sei gewesen, daß er immer habe an sie denken müssen bei dem anmutigen Baum und den schönen Früchten. Da faßte sie auf ihr Herz und sagte zu ihm: „Nun ist schon Sommer, und der Roggen beginnt zu vergilben, nun war ich solange hier in deinem Hause und habe dir noch nicht eine Bitte gesagt. Jetzt aber bitte ich dich um etwas, nämlich, daß du mich auf deinem Ross mitnimmst zu dem Kirschbaum, denn ich will den Kirschbaum sehen!" Da dachte er daran, daß er versprochen, ihr nie einen Wunsch zu erfüllen, aber er dachte: „Wie kann ich ihr denn abschlagen, um das sie mich bittet? So lange ist sie schon bei mir und hat mich lieb, und noch nie hat sie mir einen Wunsch gesagt; und nun will sie so Kleines.“ Deshalb versprach er ihr, daß er mit ihr reiten wolle am anderen Morgen, und stieg am anderen Morgen auf sein Ross und hob sie hinter sich, und sie schob ihre Hände wieder vor, eine Hand mit einem Handschuh und eine bloße Hand, faltete die Hände, und so hielt sie sich an ihm fest. Wie er aber ritt, da fühlte er, wie ihre Tränen ihm auf den Nacken fielen. Er fragte sie: „Weshalb weinst du?" „Ich weine, daß du mir meinen Wunsch erfüllt hast," sagte sie. Da dachte er: „Wie gut sie ist, daß sie sich bis zu Tränen freut, weil ich ihr diese Kleinigkeit gewährt habe.“

So kamen sie nun unter den Kirschbaum, der seine Zweige darbot; und wie sie unter dem Kirschbaum waren, da sagte das Mädchen: „Nun hast du mir meinen Wunsch erfüllt, und ich freue mich, daß ich wieder unter dem Kirschbaum bin. Aber nun habe ich noch einen zweiten Wunsch, und weil du so gut bist und mich so lieb hast, so bitte ich auch noch um den zweiten.“ „Sage mir, was du willst," antwortete er, „ich will dir erfüllen, was du wünschest.“ „Als du mich im Frühjahr fandest, da zogst du mir einen Handschuh aus und nahmst ihn zu dir," sagte sie, „und ich weiß, daß du ihn noch bei dir führst. So gib mir nun auch meinen Handschuh wieder.“ Da lachte der junge Ritter und sprach: „Wenn du noch um ein Großes bitten möchtest, denn Liebe will doch so gern schenken!" Und damit zog er den Handschuh vor, und scherzend zog er ihn selber an die weiße Hand.

Aber wie der Handschuh über die Hand geglitten war, da hörte er sie tief seufzen, und unter Weinen sprach sie:

„Nun lebe wohl," und wie er sich erschrocken nach ihr umsah, da war sie verschwunden, und wie er auf seine Brust vor sich sah, über die noch eben ihre Hände geschlungen waren, da waren die Hände verschwunden, durch den Kirschbaum aber ging ein leises Schauern.



## Schützengraben-Frühling.

Von Otto Doderer.

Ein Lüftchen zerrt übermütig einen Spalt an die Zeltbahn, mit der das Eingangsloch unseres Unterstandes verhängt ist. Durch den Spalt drängt sich eine glühende Garbe Sonnenschein. Und diese schmale Garbe ist so prall voll Licht, daß der ganze Unterstand mit einem goldenen Leuchten erfüllt ist. Die kleine Spur einer unendlichen Lichtherrlichkeit draußen erfüllt auch mich selbst bis ins Innerste. Lange verschlossen gehaltene Türen in mir tun sich einem noch unbekanntem, fröhlichen Ereignis auf, es wird hell und leicht in mir, eine zitternde Unruhe prickelt in mir, und plötzlich habe ich die Gewißheit, daß sich draußen in der Welt eine beseligende Erneuerung vollendet hat, daß die finstere Winternacht, die auf der Erde gelegen hatte, vor dem sprudelnden Frühlingszauber geflohen ist. Ich vermag nicht noch länger in der engen, nassen Gruft auszuharren, in die wir nun schon seit vielen Wochen eingesperrt sind. Der Ueberdruß an dem andauernden tatenlosen Tagetotschlafen droht mich zu erwürgen. Ich schlage die Zeltbahn zurück und krieche ins Freie.

Ich stehe unter dem Himmelsgewölbe und kann mich an der frischen Luft nicht satt trinken und nicht satt sehen an dem Glanz. Fern am Horizont schwebt ein Lustschiff dahin, blendend weiß und gelassen ruhig, in den endlosen Räumen. Es ist ein Symbol für meine befreite Winterseele. Unmassen Lerchen tummeln sich hoch oben, unbefümmert um die an ihnen vorbeischnellenden Granaten und Schrapnells. Ihre Lieder quirlen maßlos hernieder und übertönen das Dröhnen der Kanonen. Sie zwitschern sich die Kehlen wund.

Überall im Graben stehen die Kameraden wie ich vor den Unterständen und dehnen die tatenhungrige Brust und recken die trüg gewordenen Arme ins Weite. Sie stehen zusammen, plaudernd und scherzend, und schauen durch die Schießscharten, herausfordernd und lächelnd zugleich, nach der Stellung des Feindes. Überall rührt und regt es sich. Wo man vorüberkommt, sind die Segeltuchtüren der Wohnlöcher zur Seite gebreitet und die Holztüren geöffnet, um die modrige Dampfschicht ausströmen zu lassen. Summen, Pfeifen und heitere Zurufe klingen einem daraus entgegen. Auf allen Gesichtern liegt eine unbewußte Freudigkeit, und der alte Mißmut ist davon verschwunden, wie abgewischt.

Nun kommen ja die blauen, weiten, herrlichen Tage wieder, in denen alle Dinge blühen, leuchten, jubeln möchten. Daheim rauschen jetzt die Flüsse mächtiger, die Fluren werden bunt und saftig, die breiten braunen Acker tragen schon die künftige Ernte verborgen, und die Frauen haben wieder die reizvolle Anmut und das unbestimmbar Geheimnisvolle, das uns entzückt.

Und in diesen festlichen Tagen der überströmenden Liebeslust stehen wir gewappnet unseren Brüdern gegenüber, hassend, tödend und den Tod erwartend . . .

Uns ist der Reichtum, den die Natur jetzt verschwendet, nicht mehr etwas Erwartetes, er ist uns ein Gnadengeschenk. Wir haben unsere Rechnung mit dem Leben abgeschlossen, wir wissen, daß wir auf des Messers Schneide gleiten und haben auf die diesseitigen Genüsse längst Verzicht geleistet. Die erworbenen Dinge des Seins sind für uns nichtig geworden, und das Ewige hat uns voller durchdrungen. Darum ergreift uns dieser Frühling mehr als früher.

Wir alle fühlen uns plötzlich gedrängt, uns und was uns umgibt, zu reinigen und zu schmücken. Die Unterstände werden gelüftet und mit frischem Stroh belegt, der

Graben wird an allen Enden ausgebessert. Im Schützengraben abgelöst und wieder zur Erholung für einige Tage zurück in die Reservestellung, die Höhlenstadt im Wald, gekommen, haben wir hier an den Wegen kunstvolle gärtnerische Anlagen zu schaffen versucht, wir ließen uns nicht verdrießen, jeden Tag eine Stunde weit nach der Quelle in den Wald hinein zu pilgern, um mit dem uns sonst oft fehlenden Wasser Brust und Rücken zu überschütten, wir haben im Wald gearbeitet und gesungen und gepfiffen nach Herzenslust.

Wir liegen hier in der Erde. Kein Kulturzwang mehr hält uns ihrem Schoße fern. Wir ruhen dicht an den Wurzeln, und die Säfte des Lebens umkreisen uns. Wenn in den Nächten der Wald aufrauscht und im Morgengrauen von jedem Aeschen und unter jedem Steinchen ein Trillern, Zwitschern, Zirpen den Tag begrüßt, dann sind auch wir ganz Urleben, ganz Weltseele.

O, wieviel Jugend habe ich in mir, wieviel Ueberfluß! Die Wonne und Süße dieser wunderbar verjüngten Welt wird uns im Kampf der Völker zur Versuchung. Das Germanenblut hat keine Ruhe mehr. Wir wollen diesem zermürbenden Kauern ein Ende machen. Wir wollen toll und herrisch hinstürmen in unseren Heerscharen mit flatternden Bannern wie eine jagende Wolke, unhemmbar über alle Feindesgräben hinweg, und siegestrahlend Genugtuung fordern von denen, durch die wir die hinter uns liegenden schweren Monate erleben mußten . . . oder mitten im Siegeslauf hinfallen, von einer Kugel getroffen, plötzlich, im Vollgefühl eines geheiligten Willens und im Glück der gestrafften Tatzfreude aufhören zu atmen, das Schritte stampfen der weiter stürmenden deutschen Krieger in den Ohren, die Augen dem ewigen, friedlichen Himmel entgegengeöffnet und einer letzten seligen Erinnerung an die Heimat nachhaschend . . .

Oder aber man möchte Gewehr und Cornister begraben und wandern, wandern, barhäuptig, heim.

Heim, heim.

Heim in das gelobte Land, das Land, für das wir kämpfen müssen . . . . .



## Klassengold.

Erzählung von Fritz Müller.

Die Volksschullehrerin hatte plötzlich den braunen Heiner, Rechenaufgaben für die dritte Volksschulklasse, zugeklappt: „So, Kinder, jetzt habe ich noch eine Rechenaufgabe, die nicht im Heiner steht.“ Einige schauten auf. Andere überhörten's. Und die meisten dachten: Ach Gott, als ob die vom Heiner nicht schon übrigens genug wären. „Also paßt auf: Wieviel Mark hat ein goldenes Zwanzigmarkstück?“

„Jetzt so was?“ dachten die in den hinteren Bänken, „zwanzig Mark sind doch immer zwanzig Mark, am Morgen und am Abend.“ Aber die Gescheiten in den vorderen Bänken dachten: Aha, da ist eine ganz besondere Schwierigkeit dahinter. Wir wollen lieber still sein, und sich die anderen blamieren lassen.

„Nun, Paul Brenner, wieviel Mark hat ein goldenes Zwanzigmarkstück?“ schmunzelte die Lehrerin.

„Ich — ich weiß es nicht.“ Die Klasse war bewegt. Das war das erste Mal, daß der Paul Brenner, der Klassen-erste, etwas nicht wußte.

Da hielt es den Fritz Schindler in der letzten Bank nicht länger. „A Zwanzigmarkstück! Ich halt zwanzig Mark!“ pläzte er heraus. Alle hielten den Atem an.

„Richtig,“ lächelte die Lehrerin, „aber schriftdeutsch, bitte, Fritz Schindler.“

Zwar, der Schindler dachte, daß zwanzig Mark so wohl auf schriftdeutsch als auf münchenerisch zwanzig Mark seien. Aber natürlich gehorchte er und sagte mit übermäßiger hochdeutscher Anstrengung: „Ein Zwanzigmarkstück sind zwanzig Marken.“

„Mark, nicht Marken, Fritz. Und nun paßt auf: Wenn ich dieses goldene Zwanzigmarkstück in die Reichsbank trage — ihr wißt doch, wo die Reichsbank ist?“ — „Ja, neben 'm Hofgartentasseel!“ — „Richtig; also welchen Wert hat dieses Goldstück dort, könnt ihr euch das denken, Kinder?“

Blitzgeschwind fuhr es dem Klassenersten Paul Brenner durch den kleinen Kopf: Das hat ja heute früh der Vater aus der Zeitung vorgelesen: „Für zwanzig Mark in Gold kann die Reichsbank sechzig Mark in Scheinen ausgeben,“ sagte er geschwind.

„Stimmt, Paul Brenner, stimmt,“ sagte die Lehrerin erfreut. Und die ganze Klasse schaute verwundert und ehrfürchtig auf den Paul Brenner, der so was wußte. So was Geheimnisvolles, das Geld zu verdreifachen.

„Wenn ihr's auch noch nicht versteht, Kinder, das versteht ihr doch, daß wir zum Kriegsführen Geld brauchen, nicht wahr?“ Nicken. „Viel Geld.“ Nicken. „Und daß also jeder Deutsche alles Gold, was er kriegen kann, wohin tragen muß?“

„Auf die Reichsbank,“ rief die ganze Klasse.

„Ihr könnt auch dazu helfen, Kinder — sagt's den Eltern zu Hause — bringt das Gold mit — ich gebe euch eine Quittung dafür — Banknoten nämlich, ihr kennt sie ja — eure Eltern verlieren nichts, und das Vaterland gewinnt — das versteht ihr doch, gelt?“ Lebhaftes Nicken. Da war kein kleines Herz, das nicht den Takt dazu geschlagen hätte. „Und ihr gewinnt auch. Jeder, der Gold bringt, dem gebe ich extra die Hand vor der Klasse.“ Die jungen Augen leuchteten. Sie hatten ihre Lehrerin mächtig gern. „Das ist noch nicht alles, Kinder. Wenn wir in unserer Klasse tausend Mark — denkt mal, tausend Mark zusammenbringen, dann gibt es einen schulfreien Tag.“

„Wie beim Hindenburg neulich,“ fuhr es dem Fritz Schindler heraus.

„Ja, Fritz Schindler, ganz recht, weil es auch ein Sieg ist, ein Klassensieg — wollt ihr mir süßen helfen, Kinder?“ Draußen läutete es. „So, jetzt geht nach Hause, Kinder, in — in den Kampf,“ lächelte die Lehrerin.

An diesem Tage wunderten sich die Eltern, wie geschwind die Kinder von der Schule zum Mittagessen kamen. Mit leerem Magen und mit vollem Herzen. Und sie hatten alle eine Frage in dem vollen Herzen. Nur daß sie, je nachdem, verschieden von den jungen Lippen sprang.

„Mutter,“ rief der kleine Anton Schrepfer, kaum daß er unten geläutet hatte und der Mutter Kopf im dritten Stock sich aus dem Fenster beugte, „Mutter, richt' gleich das Gold her!“ Und nachdem er die drei Treppen hinaufgestürmt war: „Hast du's schon hergerichtet, Mutter?“ — „Was denn für ein Gold, Toni?“ — „Für d' Reichsbank — aber, Mutter, weißt du das nicht einmal . . .“ Und dann strömte seine ganze neunjährige Beredsamkeit über die lächelnde Mutter.

Die war an eine alte Kommode gegangen: „Wolln mal schau, wolln mal schau, Toni, ob überhaupt noch eins da ist.“ Eine alte verstaubte Sparbüchse schepperte, spie harte Taler aus, nur Taler. Aber plötzlich blitzte es goldig unterm Silber. „U — uii — uiii!“ schrie der Toni. — „Da hast du den letzten Fuchsen, Toni — er ist von — von 1875 — schau, da ist der Stempel, Toni.“ — „U — uii — uiii — sag, Mutter, was war im Jahr 1875?“ — „Da ist deine Mutter auf die Welt gekommen und hat dieses Goldstück als Taufgeschenk gekriegt, Toni.“ — „U — uii.“

Dann wurde er doch nachdenklich, der kleine Toni. „Gelt, Mutter, das ist ein Andenken?“ — „Schon, Toni, schon.“ — „Aber magst es denn auch gern hergeb'n, Mutter?“ Zwei Arme umschlangen den Frager. „Müßt ja dich auch hergeb'n, Toni.“ — „Müß?“ — „Freilich, Toni, wenn — wenn du nur halb so alt wärst wie dies Goldstück.“

Paul Brenner, der Klassenerste, ging nicht so stürmisch an das Werk. War er doch ein kleiner Diplomat, einer, der ruhig wartete, bis Vater auch bei Tisch saß. Der sich die brennende Frage sogar bis nach der Suppe verkniff.

„Du, Papa, wir haben heute in der Schule gerechnet.“  
„Sofo.“ — „Weißt du, was wir gerechnet haben, Papa?“  
— „Wie kann ich das wissen — reiche einmal das Brot herüber, bitte.“ — „Hier, Papa — wir haben ausgerechnet, daß 20 Mark Gold auf der Reichsbank einen Wert von 60 Mark haben — du hast es aus der Zeitung vorgelesen, Papa.“ — „Sofo, jaja.“ — „Na, Paul,“ half die Mutter, „sag es, was du auf dem Herzen hast.“

„Papa, wieviel Gold hast du noch?“ — „Keins mehr, Junge.“ — „O, dann kriegen wir auch keinen schulfreien Tag — ja, und die Hand gibt mir unsere Lehrerin auch nicht.“ — „Schulfrei — die Hand? — was soll das alles sein, Paul?“ — Und Paul erzählte eifrig und laut. „Und jetzt gibst du mir dein Gold, gelt, Papa?“ schloß er zuversichtlich.

„Tut mir leid, Paul, wir haben im Geschäft schon alles weggegeben.“ — „Hast du sonst keins mehr, Papa?“ — „Nein, Paul.“ — „Gar, gar keins, Papa?“ — „Aber, Junge, hat dich dein Vater schon mal angelogen?“ — „O weh, sicher bringen alle andern was, und ich bring nichts — o je, o je.“ Es verzog ihm das Gesicht. Aber auf einmal bekam dieses Gesicht einen ganz festen Ausdruck, fast hart sah es aus. So, wie nur Kinderaugen blicken können, unausweichlich, unerbittlich.

„Und ich weiß doch, Papa, daß du noch Goldstücke hast.“ — „Nun schweige aber, Junge, sonst werd' ich ernstlich böse.“ — „Aber muß ich auch schweigen, wenn ich recht habe, Papa?“ — „Nein, dann darfst du, dann mußt du sogar reden.“ — „Also, Papa, du hast mir einmal deine — deine Sammlung gezeigt.“ — „Was für eine Sammlung?“ — „Lauter verschiedene Goldmünzen, Papa.“ — „Ach so — hm ja — daran habe ich noch gar nicht gedacht — aber das geht nicht — das geht wirklich nicht, Paul — schon, es ist ja eine Sammlung — es ist kein Gold für den Verkehr — da ist die seltene Kaiser-Friedrich-Münze.“ — „Nehmen sie die auf der Reichsbank nicht, Papa?“ — „Hm ja, ich weiß nicht — du bist ein rechter Plagegeist, Paul.“ — „Aber schon hing der Plagegeist an Papas Halse und schmeichelte und flehte: „O Papa, gelt, du gibst mir's mit, du gibst mir's mit — jetzt gleich — jetzt gleich — lieber, lieber Papa.“

Und der Papa stand wahrhaftig auf, ließ das Essen stehen, und holte eine Schatulle. Als die aufsprang, o, wie gleißte es darin. Und ein Stück nach dem andern wanderte zögernd heraus und wurde jubelnd empfangen. Und als der Paul seine Rolle beisammen hatte, war das Essen kalt.

In diesen Tagen hatte das Klassenzimmer einen eigenen Glanz. Vielleicht vom Widerschein der Goldstücke, die sich auf dem Pult der Lehrerin häuften. Die sich Stück für Stück mit Nachdruck auf das Holzbrett legten: Hier bin ich — hier bin auch ich — und ich — und ich . . . Und ein jedes Goldstück brachte eine kleine Geschichte mit, eine häusliche. Eine Geschichte, die die Lehrerin glatt aus den Augen ihrer Schüler lesen konnte, ohne nur ein Wort zu fragen.

Und dann hatte sie feierliche Händedrucke ausgeteilt und die andere Hand auf junge Scheitel aufgelegt, fast so oftmal, als da Schüler in der Klasse waren. Und so eins war sie mit ihrer Klasse wie noch nie. Es war, als wenn das Gold geschmolzen wäre und hätte sie alle zu einem Herzen zusammengebacken. Und das Lernen ging nochmal so leicht. Und heute hatte die Lehrerin eine Rechenaufgabe gestellt und dazu gesagt: „Was herauskommt, soviel Gold haben wir jetzt beisammen, Kinder.“ Und sie hatten alle im Nu die Aufgabe gelöst. 870 Mark kam heraus. „So,“ sagte die Lehrerin, „jetzt fehlen noch 130 Mark an — an einem schulfreien Tag — in drei Tagen muß ich das letzte Gold abliefern, Kinder.“

Am Nachmittag dieses Tages tropften noch fünf einzelne Zwanzigmarkstücke in die Kasse. Am nächsten Morgen nichts. Dann noch ein einzelnes Zehnmarkstück. Und dann — dann war Schluss. „980 — nur 980,“ ging es flüsternd

durch die Klasse, und man sah einander an, als stecke irgend- ein Verräter in der Gemeinschaft, der mit seinem Zwanzigmarkstück zurückhielt.

Es brach der letzte Tag an. Ein Geraune ging in der Klasse herum, ein Nicken und ein Blicken. „Jaja, der Schindler — der Fritz Schindler hat auch gesagt, daß er sicher etwas mitbringen kann — aber er hat nichts gebracht — gar nichts.“

„Ich danke euch für eure Goldarbeit,“ sagte die Lehrerin, „es sind ganz genau 980 Mark geworden, die ich um 11 Uhr auf die Reichsbank tragen werde — schade, schade, Kinder — wegen der fehlenden 20 Mark — ich hätte euch den freien Tag gewiß gegönnt — aber ich denke, wir wollen kein Versprechen biegen und —“

„Fräulein, es hat geklopft.“ — „Herein.“  
Ein Mädchen kam herein, ein erwachsenes. Fritz Schindlers verweintes Gesicht wurde rot. In der Bank vor ihm beugte sich einer zum andern: „Bsch, des is dem Fritz Schindler sei Schwester — jaja, i kenn's — was will denn die?“

Das Mädchen war ohne Verlegenheit zum Pulte vorgeschritten und übergab etwas, was in Seidenpapier eingewickelt war: „Einen schönen Gruß von meinen Eltern, und hier ist auch noch was — aber Sie sollen es nicht herzeigen, hat die Mutter gesagt.“

Die Lehrerin hatte sich mit der Gabe abgewendet. Währenddessen war das große Mädchen wieder ruhig hinausgegangen. Im Vorbeigehen sah es seines Bruders Fritz verweintes Gesicht mit großen Augen aus der Schulbank glänzen. Sie nickte ihm zu.

Die Lehrerin hatte sich wieder der Klasse zugewendet. Ihre Stimme zitterte ein wenig: „Die 1000 Mark sind voll,“ sagte sie, „ihr habt morgen schulfrei, Kinder.“ —

Und es war erst viele Tage nachher, daß Fritz Schindler beim Abendessen etwas Merkwürdiges bei seinen Eltern entdeckte. An ihren rechten Händen fiel ihm ein kleiner lichtgrauer Reif auf, der sich rund um den vorletzten Finger zog.



## Kriegspflegestätten im Taunus.

Von Karl Schüb.

Still und öde ward es kurz nach Kriegsausbruch im letzten Sommer in den schönen Bergwäldern und Badeorten unseres Taunus geworden. Die Sommergäste und Kurfremden eilten in die Heimat, und wenn auch den Ausländern noch lange Wochen hindurch unser Taunus ein gastliches Asyl bot, so kam doch die Zeit, da der ranke Kriegsgeist auch hier eine Wandlung brachte.

Inzwischen hat sich auch im schönen Taunus manches geändert. Gasthöfe, Kurhäuser und Privatvillen haben den pflegebedürftigen „Feldgrauen“ ihre Pforten geöffnet und dem Wanderer in unserem „Einrich“ begegnen gar oft die braven Kämpfer, die in der guten Verluft des schönen Nassauer Landes Genesung und Stärkung suchen und auch finden.

Wie es haben hat nicht nur in der Stadt selbst viel für Einrichtung von Pflegestätten getan; es hat auch draußen in den Wäldern der Nachbarberge solche Anstalten geschaffen, wohin die Pflegebedürftigen kommen. Und man kann sagen, daß der ganze Rheintannus keinen Mangel an privater und öffentlicher Liebestätigkeit zur Verwundetepflege erkennen läßt. Wir finden Lazarette in Bingen, Elmville, Rüdesheim, Destrach, Winkel-Bollrads, in Geisenheim, Idstein, Schlangenbad, Langenschwalbach und Kloster Eberbach. Natürliche sind gerade die „Quellenorte“ von unseren Feldgrauen besonders geschätzt. Das Entgegenkommen, das sie hier finden, verdient alle Achtung. Hat z. B. Langenschwalbach schon an sich für die Kriegszeit die Kurtaxe um 50 Prozent ermäßigt, so bietet es den Kriegern freie Trialkur und sonstige Vergünstigungen. Ähnlich ist es auch in mehreren anderen Taunusbadeorten.

Es verdient ferner erwähnt zu werden, daß Frankfurt, das in seinen eigenen Mauern eine ganze Anzahl Privatlazarette geschaffen hat, im Taunus nicht weniger als fünf Pflegestätten für Verwundete oder genesungsbedürftige Krieger unterhalten läßt. In diesen fünf Anstalten sind 500 Betten vorhanden, die

lediglich unseren „Feldgrauen“ zur Verfügung stehen. Die der Großstadt am nächsten gelegenen Taunuspflegestätte ist Hohenwald bei Oberhöchstadt-Cronberg. Hierher sendet im Frieden eines der größten Frankfurter Hospitäler seine Genesenden, die in der schönen stillen Natur bald gesunden.

Die zweite Stätte ist Ruppertsbain. Eine großangelegte Lungenheilstätte, besitzt sie alle erforderlichen Einrichtungen für diese Zwecke. Ganz benachbart ist Königstein, wo man unsere „Feldgrauen“ in diesen Frühlingstagen ebenfalls viel durch die malerischen Gassen wandern sieht. Oben auf der herrlichen Schloßruine steht dann mancher und sieht hinab in die herrlichen Täler — er weiß, wofür er gekämpft hat: Für die deutsche Heimat und für ihren Schutz . . .

Weitere Pflegestätten finden wir noch in Neuenhain bei Eoden und in Köppern bei Friedrichsdorf. Köppern hat neuerbaute Anlagen zur Unterbringung von Nerventrakten; hierher sendet Frankfurt auch im Frieden seine Pflegebedürftigen. Eine fast ideale Pflegestätte ist schließlich das Offiziersgenesungsheim in Falkenstein. Der Kaiser selbst gab vor einigen Jahren den Anstoß zur Gründung dieser Anstalt. Man kann sich schwerlich etwas Verlicheres, als diese Anlage denken. Mitten aus den stillen Bergwald lugen die weißen Mauern und und roten Dächer einer ganzen Villengruppe hervor, und sie rufen dem müden Krieger zu: Kehre ein bei uns und halte Rast nach heißen Kämpfen; hier ist die Ruhe, der Friede und die Erholung.

Diesen wir schließlich Wiesbaden selbst in die Taunusgegend mit ein, so darf darauf hingewiesen werden, daß hier vielleicht alle Faktoren, die dem Taunus als Heil- und Pflegeplatz eine bevorzugte Stellung zuweisen, vereinigt sind: herrliche Luft, Heilquellen und ärztliche Hilfsmittel in fast reifloser Fülle. Das Paulinenschlößchen hat auch diesmal wieder eine Lücke ausgefüllt. Wie oft schon ist dieses reizende Haus in der neueren Geschichte der Stadt Wiesbaden als „Hilfsfaktor“ eingetreten, in den letzten Jahren als Provisorium während des Kurbaus-Neubaus und jetzt wieder als vorbildliches Lazarett. Während des jüngsten Besuches der Prinzessin von Schaumburg-Lippe war auch diese hohe Besucherin von den Einrichtungen geradezu begeistert.



## Die Schlacht in der Vorgebirgsstraße.

Ein Ebers von Prof. Dr. Leo Brenner.

Ich komme eben aus dem Kriege.

Jene Leser, die mich persönlich kennen, werden darob höchst erstaunt sein, weil ich mich doch schon — leider! — in einem Alter befinde, in dem man nicht einmal von Engländern und Franzosen für kriegstüchtig gehalten wird, obgleich böse Zungen behaupten, daß dort weder der Nummelareis noch das Babu sicher wären, nicht einander zu werden. Aber dennoch hat die Sache ihre Wichtigkeit: ich komme nämlich aus der Schlacht in der Vorgebirgsstraße.

Gestern abend ging ich heiter  
Durch die Stadt, dacht' gar nicht weiter  
An die Händel dieser Welt.  
Friedlich, wie ich war gesonnen,  
Wollt' ich zu dem Freunde kommen,  
Als ein Mensch nur, nicht als Sold.

Da Goethe seinerzeit „Lob“ mit „Zohn“ und „neige“ mit „Schmerzschreie“ reimte, darf man wohl den Reim von „kommen“ auf „gesonnen“ verzeihen.

Im Vorzimmer meines Freundes angekommen, vernahm ich aus der Wohnung wüsten Lärm und Toben. Im ersten Augenblick dachte ich daran, daß mein Freund vielleicht eben eine Auseinandersetzung mit seiner teuren Ehehälfte habe — er versicherte mir nämlich oft im Vertrauen, daß sie ihm sehr teuer sei — oder komme. Aber im nächsten Augenblick flog die Tür des angrenzenden Kinderzimmers auf und mein Freund rannte heraus, verfolgt von einem Dagal kleiner Papiertugeln und einem großen Wollknäuel, der ihm an den Kopf flog. Gleichseitig auetschte hinter ihm eine helle Stimme:

„Er ist schon tot, der Spion! Ich habe ihn eben mit dem 42-Zentimeter-Mörser erschossen!“

„Meine Kinder und ihre Freunde spielen nämlich Krieg,“ teilte mein Freund lachend mit. „Weil ich in das Zimmer sah,

wurde ich für einen Spion erklärt, vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Als ich dich läuten hörte und deshalb das Zimmer verlassen wollte, erklärte man dies für einen Muthversuch und, wie du eben sahst, hat man mich dafür kurzerhand erschossen. Daß man dazu die „dicke Berta“ verwendete, ist allerdings etwas ungewöhnlich, aber meine Kinder machen alles sehr gründlich. Sie sind eben der Ansicht, daß ein mit einem 42-Zentimeter-Mörser Erschossener „toter“ ist, als ein nur mit einem Gewehr Erschossener. Aber geh' nur hinein und sieh' selbst! Die Kinder erwarten dich schon mit Ungeduld.“

Als ich eintrat, erscholl von allen Seiten Jubelgeschrei:

„Hurra! Der Onkel Leo! Da kann's lustig werden! Komm, Onkel, spiel' mit! Du bist der Hindenburg!“

„Nein! Der Hindenburg bin ich!“ protestierte die achtjährige Erna, die an Wildheit den wildesten Buben übertrifft und alle derart tyrannisiert, daß selbst der dreizehnjährige Ernst ihr gehorchen muß. „Der Onkel kann höchstens den General Freund machen.“

„Da bin ich schon lieber ein Spitalbajazzo,“ entfuhr es unvorsichtig meinen Lippen.

Das Wort zündete — und leider nahm man mich beim Wort! . . . Ich mühte Spitalbajazzo sein! Wo ich doch gelaunt hatte, mindestens Generalstabschef zu werden! Wie bitter!

Der Weise fühlt sich stets gekränkt.

Wenn's anders kommt, als wie er denkt!

bemerkte Wilhelm Dusch tiefsinnig.

„Aber zuerst müßt ihr mich mit dem Kriegsschauplatz bekannt machen,“ sagte ich.

Diese Aufgabe übernahm Erna, und ich gebe meinerseits die Erklärung an den Leser weiter.

Es handelte sich um Angriff und Verteidigung von Opern, das durch ein Sofa dargestellt wurde, auf dem die Besatzung herumtrampelte: der achtfährige Otto als Senegalneger, was dadurch gekennzeichnet wurde, daß ihm die Wangen mit Osenröhren geschwärzt worden waren, während er Bogens und Pfeil in der Hand schwenkte und fürchterliche Kriegslaute einer unmöglichen Sprache brüllte; die zehnjährige Anna als Hochschotte, wozu sie sich vorzüglich eignete, weil sie einen kurzen schottisch karierten Rock trug; und ein Schaf auf Nädern, das den Belgier vorstellen sollte. Opern war natürlich stark verschanzt. Im Halbkreis um das Sofa waren nämlich die Stühle derart nebeneinandergestellt, daß sie (mit Stacheldraht vorstellenden Wollkugeln verbunden) die Drahtverhaue täuschend nachahmten. Auf einem Stuhl lag die Klittierspriebe als Maschinengewehr, vom wilden August bedient, aber glücklicherweise ohne Munition. Er begnügte sich durch unaufhörliches Auf- und Abziehen des Zapfens ein knatterndes Geräusch hervorzubringen. Aber die Deutschen waren auch nicht auf den Kopf gefallen! Dem Drahtverhaue gegenüber hatten sie einen Schützengraben gezogen, aus Federbetten und Bettdecken sinnreich hergestellt und mit mächtiger Artillerie bewaffnet: zwei kleine Kanonen und in ihrer Mitte die „dicke Berta“, d. h. der Messingmörser aus der Klücke. Aus letzterem warf Hans unaufhörlich Wollknäuel nach Opern, dessen Besatzung so grohmütig war, sie pünktlich immer wieder zurückzuwerfen, damit dem Feind der Schießbedarf nicht ausgehe.

Vor dem Schützengraben befand sich ein Wassergraben, man hatte nämlich Wasser auf dem Boden verschüttet. Ein Franzose, sinnreich vom kleinen Max gemint, weil er sich wegen seiner roten Unterhose (die Oberhose hatte er ausgezogen) dazu vorzüglich eignete, wollte über den Graben zwingen, indem er einen Ausfall machte und bereits eine der kleinen Kanonen erobert hatte, aus denen mit Erbsen geschossen wurde. Aber da kam er schlecht an! Hindenburg-Erna packte ihn beim Fuß, hob ihn in die Höhe, er stürzte, und nun begann sie ihm die Rückseite zu bearbeiten, indem sie dabei sang:

„Immer lustig, frisch und froh,  
Haut sie auf den Chassepot—vot!“

Dann wurde der Gefangene in das Gefängnislager abgeführt, das sich in einer Ecke befand. Aber er entwischte und eilte zum Kleiderschrank, den er aufriß, sich mit den Worten hineinstellend:

„Ich bin ein Franktireur! Jetzt schieße ich auf euch aus dem Hinterhalt!“ Und er ließ auch sogleich den Worten die Tat folgen. Aber Hindenburg-Erna ließ sich nicht einschüchtern.

„Ernst!“ befahl sie. „Mache einen Angriff auf das Dorf, hole die Franktireurs heraus, erschleibe sie und zünde das Dorf an!“

Ernst gehorchte. Mit Indianergeheul stürzte er auf den Schrank los, wo Max schnell die Türe von innen verschloß. Aber es half ihm nichts; er wurde hervorgezogen und erschossen. Nachdem er tot war, ließ man ihn wieder grohmütig nach Opern zurückkehren, um die dortige Besatzung nicht zu schwächen.

Während ich so sah, fielen meine Blicke in eine andere Ecke, wo sich ein englischer Drednought herumtrieb. Er zeigte insofern eine namhafte Verbesserung gegen andere, als er auf Nädern lief und an einer Schnur gezogen wurde. Da dies Kohlenersparnis bedeutet und zudem die Mächtigkeit schafft, das Schiff auch auf dem Trocknen zu verwenden, ist es nur gut, daß Churchill von dieser Erfindung nichts weiß, denn sonst würden alle englischen Drednoughts auch so umgebaut.

Nach Ansicht der Kinder liegt Overn am Meere, weshalb der Drednought sofort die Beschießung des deutschen Schützengrabens unternahm. Aber da kam er schlecht an.

„Ernst, richte die dicke Verta auf das Panzerschiff!“ befahl Hindenburg-Erna, und der gehorsame Bruder wendete den Mörser und warf dann so geschickt ein Wollknäuel, daß dies auf das feindliche Verdeck niederfiel.

„Hurra! In Grund geböhrt!“ jubelte Erna. Aber der dicke Moritz, welcher das Schiff zog, legte dagegen Einspruch ein, weil ein einziger Schuß unmöglich so ein großes Schiff versenken könne.

Weil man sich nicht einigen konnte, rief man eine neutrale Macht als Vaager Schiedsrichter an. Dieses ehrenvolle Amt wurde mir übertragen — in Anbetracht des Umstandes, daß ich doch eigentlich nur ein „Spitalbajazzo“ war, sicher eine hohe Auszeichnung, die ich zu würdigen wußte. So entschied ich denn, daß die Bombe das Verdeck durchschlagen habe, im Pulvermagazin gelastet sei, das Schiff also für vernichtet gelten müsse.

Leider ist das Schiedsrichteramtsamt insofern ein undankbares, als man es gewöhnlich mit jener Partei verdirbt, der man unrecht gegeben hat. So auch hier. Der dicke Moritz, als heimtückischer Dritte, ließ die Strafe und Rache auf dem Fuße folgen.

„Wenn mein Drednought vernichtet ist, so mußt du ein anderer sein!“ rief er mir zu. „Seh' dich da auf den Stuhl und beschieße den Schützengraben!“

Kaum sah ich auf dem Stuhl, als der dicke Moritz auf allen Vieren heranschlief und rief: „Ich bin ein Unterseeboot!“ Und dann kroch er unter meinen Stuhl, und ehe ich mich's versah, fuhr ich entsetzt in die Höhe, weil mich jemand mit einer Nadel in das Sitzfleisch gestochen hatte.

„Hurra! Er ist schon in die Luft geklogen!“ brüllte Moritz. „U 9 hat ihn vernichtet!“

Ich hätte nun allerdings fragen können, wieso Moritz seine Rolle gewechselt habe und auf einmal zum Deutschen geworden sei; aber ich wollte nicht neugierig erscheinen. Zudem erfolgte in diesem Augenblick ein Reiterangriff. Bissher waren nämlich Paul und Robert in der Reserve geblieben. Ersterer sah in blühender Garde-du-corps-Uniform auf einem Schaukel Pferd, letzterer ritt auf einem Stedenpferd. Wie ich erfuhr, war Paul Kaiser Wilhelm und Robert „Joffre“. „Auf! Zum Sturm auf Overn!“ schrie Robert und setzte sein Schaukel Pferd in heftige Bewegung.

„Robert, du mußt jetzt den Reiterangriff abwehren!“ befahl Erna, ganz vergessend, daß sie ja als Hindenburg eigentlich kein rechtes Interesse an der Abwehr des deutschen Angriffs gehabt hätte. Aber die Kinder merkten dies garnicht, denn Robert galoppierte gehorsam gegen Paul, der sich auf seinem Schaukel Pferd weniger beweglich zeigte und deshalb mit diesem umgestürzt wurde.

„So, jetzt bist du verwundet und kommst in das Spital!“ rief Erna und half Paul auf die Füße.

Das Spital war auch lebenswert. In einer Ecke waren die Puppenbetten zusammengestellt und auf ihnen lagen die Puppen in Verbänden, die mehr malerisch als kunstgerecht angelegt waren. Unter ihnen befand sich ein Hanswurst, der mir als „Kitchener“ bezeichnet wurde. Daß dieser verwundet in einem deutschen Lazarett liege, war bisher der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Natürlich! Diese Verdammten Engländer verschweigen ja alles! Auch eine Krankenschwester fehlte nicht. Es war die dreijährige Laura mit Armbinde des Roten Kreuzes, die beständig den Puppen Wasser reichte und sie ab und zu auf den „Thron“ setzte.

Aber auch der Spitalarzt fehlte nicht! Es war — das Kleinste, das noch nicht reden konnte und deshalb zu dieser stummen Rolle herbeigezogen worden war. Denn die Aufgabe eines Spitalarztes hatten sich die Kinder (ich weiß nicht warum) etwas eigentümlich vorgestellt: er sah nämlich die ganze Zeit ruhig auf seinem „Thron“. Erna erklärte mir dies damit, daß man bei dem Kleinen niemals wissen könne, wann ihm Geilüste kämen, so sei es am besten, er sitze gleich auf dem Thron.

In diesem Augenblick erschien mein Freund mit seiner Frau im Zimmer.

„Da kommt General Dank!“ schrie Ernst, auf den Vater zeigend. „Hurra, die tapferen Oesterreicher, die uns in Polen helfen!“ (So erfuhr ich, daß eigentlich Overn in — Polen lag!)

„Und wer bin denn dann ich?“ fragte die Mutter lächelnd. Eine kleine Pause, dann riefen alle einstimmig: „Du bist die eigentliche dicke Verta!“

Die Mutter schnitt ein saures Gesicht, denn sie hieß nicht nur wirklich Verta, sondern sie erfreute sich auch einer stattlichen Neugierigkeit. Deshalb nahm sie die Sache krumm und sagte ärgerlich: „Ich werde euch die dicke Verta zeigen!“

Sprach's und nahm das ihr zunächststehende Unterseeboot U 9 über das Knie, um ihm einige Klapsse zu verfehlen.

„Das ist gegen das Völkerrecht,“ verwahrten sich die Kinder. „Unterseeboote legt man nicht übers Knie! Da steht der General Rennenkamp; den greife an!“

Damit zeigten sie auf — mich! Ich war also vom Spitalbajazzo und Vaager Schiedsrichter bereits zum General befördert worden. Allerdings nur zu einem unglücklichen russischen. Diese Beförderung hätte mir unter anderen Umständen vielleicht geschmeichelt; leider trat aber eben ein Ereignis ein, welches geeganet war, mir die Rennenkampf-Stolze zu verleiden. Hans hatte nämlich eine der kleinen Kanonen auf seine Mutter gerichtet und die Erbse auf sie geschossen. Er war ein schlechter Schütze und so traf seine Erbse das — Kleinste, und zwar in den zum vergnügten Lächeln geöffneten Mund. Vor Schreck fiel das Kind samt seinem Thron um und begann ein Geheul. Und jetzt seigte sich, wie vorausahnend die kleine Erna gemessen war. Dem „Spitalarzt“ war wirklich mittlerweise eine Geilüste gekommen, das zu befriedigen er sich keinen Zwang angetan hatte. Statt aber darüber entsetzt zu sein, brachen die Kinder in Jubelgeschrei aus und riefen:

„Da haben wir jetzt die Kasurischen Sümpfe! Jagt den Rennenkampf hinein!“

Und dieser Rennenkampf war ich! Entsetzen erfaßte mich. Die Kinder waren imstande, ihren Angriffsplan ebenso tödlich zu verwirklichen, wie der wirkliche Hindenburg. Und die Kasurischen Seen waren zwar nicht tief, aber . . . .

Da dachte ich mir: „Wenn schon der echte Rennenkampf aus dem Kampf rennen konnte, warum nicht auch ich?“

Und ich ahmte meines Vorbildes Beispiel nach!



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Kappe eines Familienvaters.

Spruchweisheit.

Die Ehrfurcht ist das höchste Gefühl, dessen die menschliche Natur fähig, die Krone ihres ganzen moralischen Wesens und köstlich wie das feinste Gold, selbst in der schmucklosesten Form. Thomas Carlyle.

Der Staat erscheint anfangs nur als ein Werkzeug der herrschenden Klassen, deren Interessen er zu sichern sucht; erst nach den Kämpfen langer Jahrhunderte gelangt er zum Bewußtsein seines Wesens, er erkennt sich als den sittlichen Gesamtwillen, als die unparteiische Macht, welche schützend und wehrend über den sozialen Gegensätzen steht, vorausschauend über den Kurzsichtigen, gerecht über den Selbstischen. Er gibt diesem seinem Wesen Ausdruck in den Formen der Staatsverfassung, stellt das Staatsoberhaupt selbständig über die Klassen der Gesellschaft, und es ist kein Zufall, daß die Monarchie mit ihrer gesicherten Krone, die für sich gar keine Klassenselbstsucht hegen kann, im Durchschnitt weit mehr soziale Gerechtigkeit bewiesen hat als die Republik. Treitschke.

Die Probe eines Genusses ist keine Erinnerung.

Jean Paul.

Was heißt denn „deutsch“ sein? Es heißt sicher glauben, daß wir Deutschen durch unseren Charakter der Welt etwas zu bieten haben. Unsere Kultur in ihrer Eigenart soll Platz in der Menschheitsgeschichte gewinnen. Friedrich Raumann.

Alle meine Handlungen gehen als auf ihren letzten Zweck auf etwas, das nicht durch das Individuum allein, sondern nur durch die ganze Gattung realisierbar ist. Schelling.

Aus einem Spital in Wien.

Der Abend wirft bereits lange und tiefe Schatten in das Zimmer und man spürt, wie draußen die Nebel die Häusermauern emporkriechen und die Straßenlaternen verhängen. In dem Zimmer stehen zwei Reihen Betten, einfache Eisenbetten, eines neben dem anderen, alle ohne irgend etwas besonders

Charakteristisches, jedes aber das Lager eines Helden und dadurch geadelt. Bei einem dieser Betteln stehe ich und lausche andächtig, wie einer von der Welt Abschied nimmt, ein einfacher Kaiserschütze, den eine hinterlistige Granate da oben irgendwo in Polen hart angefaßt und zu Tode verwundet hat. Er hat bittere Tage hinter sich. Tage, in denen immer wieder vom Leben und vom Tode die Rede war und in denen er immer wieder mit einfacher, rührend menschlicher Philosophie gefragt hat: „Werde ich leben? Und wenn ich nicht leben werde, warum muß gerade ich sterben? Vielleicht lebt der, der die Granate herübergeschickt hat, trotzdem er für Mörder gekämpft hat, und gerade ich . . .“

Immer hat sein Denken dabei geendet: „Gerade ich?“

Ich habe mich über ihn gebeugt und ihm Hoffnung zu geben versucht. Ich habe mit ihm gesprochen, bis das Fieber so stark wurde, daß Worte nicht mehr in ihn drangen. Nur zeitweise hat er den Kopf noch erhoben und in Blicken gefragt: die Sprache war schon hinübergegangen.

Und dann kam der Tod schnell. Sehr schnell. Der Tod weiß es genau, wenn dem Menschen die Sprache genommen ist — wenn er nicht mehr zu Gott reden kann. So kam der Tod. Der Kaiserschütze sah ihn mit großen Augen und wollte ihn mit Blicken bannen. Ich betete für ihn. Und der Tod wartete. Die Augen des Sterbenden sahen mich durchdringend an. Sie sprachen zu mir in verständlichen Tönen. Da nahm ich ihn bei der Hand, sagte ihm, daß ich seiner Braut schreiben wolle . . . Er nickte und drückte meine Hand. Sagte ihm, daß ich zu seiner Mutter fahren wolle. Und in seinem Blicke lag ein Meer von Liebe. Er öffnete den Mund und leuchtete ein paar Worte. Mühsam . . .

„Du bist selbst eine Mutter . . . Kind . . .“

Der Tod hörte die Worte und kam und schloß ihm den Mund. (N. Wiener Tagblatt.)

#### Ein Sturmangriff.

Die vordere Schilderung eines deutschen Sturmangriffs an der Westfront wird im neuesten Heft der Schaubühne veröffentlicht: Nach vieler, vieler Arbeit und Mühe, die das schlechte Wetter verunmöglichte, kam der Befehl zum Sturm. Es war ein Leben und Treiben, das ich nicht ausmalen kann. Selbst an die kleinsten Sachen wurde gedacht. Tätigkeit herrschte überall; wo nicht gearbeitet wurde, fanden Belehrungen und Anweisungen über den Verlauf eines Sturmes statt. In einer großen Kalksteinhöhle, die im Glanze der neu eingebauten elektrischen Beleuchtung strahlte, ist der Regimentsstab und für den Sturm das Sanitätspersonal untergebracht. Sie sollten mehr Arbeit bekommen, als wir alle glaubten. Wir sind alles guten Mutes, obwohl die Geschütze alle ernst sind. Durch den Fernsprecher kommt die genaue Zeit, alle Uhren werden verglichen. Ich spreche mit einem älteren Kameraden. Mit einem Händedruck verabschiede ich mich vor manchem anderen Kameraden, den ich später sterbend oder überhaupt nicht wiederseh. Wir sind von den Mannschaften nicht zu unterscheiden; auch ich trage Sturmgepäck wie sie. Pünktlich mit der Minute hat das Artilleriefeuer begonnen. Jetzt beginnen auch die schwere Artillerie und die Minenwerfer zu arbeiten. Man kann die einzelnen Schüsse kaum noch unterscheiden. Deutend kommt von der feindlichen Seite die Antwort geflogen. Du glaubst nicht, lieber, wie gleichgültig man in diesen Augenblicken ist. Das Donnern der Geschütze verdoppelt die Energie, man hört die feindlichen Granaten nicht, man erwartet nur gespannt den Augenblick, in dem der Befehl zum Sturm kommt. Schon beginnen die Pioniere die eigenen Hindernisse wegzuräumen, um Plätzen für die Sturmkolonnen zu schaffen. Da pfeift's von drüben herüber: Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Eine kurze Pause unserer Artillerie tritt ein. Die Franzosen erwarten jetzt unseren Angriff. Die Schützengräben füllen sich beim Feinde. Da bricht unser Artilleriefeuer mit voller Wucht von neuem los. Rechts vermutet man Maschinengewehre in einem langgestreckten Erdwerk hinter starken Drahtverbänden. Dort schlägt Schuß auf Schuß unserer „Schweren“ mit unheimlicher Genauigkeit in den vorderen Schützengräben, hoch auf fliegen gewaltige Erdmassen, untermischt mit Pfählen und Holzstäben, wohl auch mit menschlichen Gliedmaßen. Ein Krachen, das aus dem allgemeinen Getöse nur der darauf gespannte Ausschende herausfährt, kündigt das Sprengen einer bis an den feindlichen Graben herangetriebenen unterirdischen Mine an. Ein Blick auf die Uhr, nur noch wenige Sekunden fehlen. Die Artillerie verlegt ihr Feuer weiter vor. „Los!“ heißt es bei uns, und die Sturmkolonne stürzt über die Leitern aus dem Graben heraus und unaufhaltsam vorwärts . . . Mit dem Kolben und mit Handgranaten haben wir es nach stundenlangem Kampfe erreicht. Mehr und mehr läßt sich die Größe des Er-

folges übersehen. Eins ist gewiß: der Sieg ist unser. Die gefangenen Franzosen stecken sich Zigaretten an. Ich wollte sie einem aus dem Mund schlagen, doch da kam mir zum Bewußtsein: Warum eigentlich? Sie sind doch Männer, sie hatten tapfer gekämpft wie wir, sie haben sich den Genuß reichlich verdient.

#### Aus dem Buche der Natur.

**Haubvogelstehde.** In den Sommermonaten 1914 hielt sich in meinen heimatischen Bergen ein zugestrichener Wanderfalk auf, der seine Jagdflüge besonders in eine tiefe Schlucht und über ein Hochtal verlegte. Hier stellte er den verschiedenartigsten Kleinvögeln bis zur Ringamsel nach, ich sah ihn einen Specht und eine Hohltaube schlagen und habe ihn im begründeten Verdacht, daß er auch am Faselwilde Schaden getan hat. Nur die Baunsklüpfer waren vor dem gewandten und beharrlichen Räuber sicher, der ihnen in ihr bergendes Gewirre von Ast und Nadel einfach nicht zu folgen vermochte. Der Wanderfalk mag schließlich in seiner Umgebung unangenehm aufgefallen sein, denn nach und nach zogen sich zahlreiche Käuse- und auch einige Wespenbussarde an seinem Standort zusammen; sobald nun der Falk zu freisen anhub, strichen die Bussarde herbei, gaben dem Falken bei jeder Wendung das Geleite und riefen dabei mit sichtlichem Jörn und Unbehagen ihr gellend-lautes Hiä-Piä. Der ganze Berg hallte von dem haffenden Rufen wider, dem zuzuhören mitunter geradezu unangenehm wurde. Was die Bussarde offenbar beabsichtigt hätten, erreichten sie auch, denn der Wanderfalk verstrich sich aus der Gegend, in der ihm sein Jagen so beharrlich verfolgt und verehelt worden war. (M. B.)

#### Aus Kindermund.

Als es grimmig kalt war, kamen am Morgen die Vögel nahe ans Haus, um Futter zu holen. Der kleine Gerd wird eben angezogen und steht im Garten auf dem Birnbaum einen Raben sitzen. „Gelt, Mutter.“ sagt er, „der muß Wachposten fischen, daß keine französischen Vögel herfliegen und unseren deutschen das Futter wegnehmen.“

Während der ganzen Kriegszeit gab es nichts Gebadeneres im Haus. Zu Ostern macht die Mutter einen Käseauflauf. Eben wird er schön und duftend aus der Backröhre gezogen. Der ABC-Schütze des Hauses steht daneben. Voll Ergötzen und voll Freude auf den seltenen Genuß ruft er aus: „Ab!!! — den Menschen ein Wohlgefallen.“

In der Zeitung werden für den Fall der Annäherung feindlicher Flugzeuge Vorsichtsmaßregeln bekannt gegeben, worin besonders die Eltern „erlucht“ werden, auf die Kinder zu achten. Unser Nüchtriger Bub liest es auch. Seinen Augen und der ernsten Miene sieht man an, daß ihm die Angelegenheit sehr zu schaffen macht. Nach einigem Nachdenken sagt er: Wenn feindliche Flieger kommen, dann müssen wir in den Keller gehen, die Eltern werden „unterkucht“.



#### Luftige Ecke.

Freund: „Das Atelier, das du hast, ist wirklich sehr hübsch. Ist die Miete hoch?“ — Künstler: „Ich entfinne mich wirklich nicht.“

Karlchen kam aus der Schule so niedergeschlagen nach Hause, daß seine Mutter ihn streng fragte, was mit ihm los sei. Da fischte er aus seiner Hosentasche einen Zettel heraus von der Lehrerin, der lautete: „Karlchen ist sehr unartig gewesen. Sprechen Sie, bitte, einmal ernstlich mit ihm.“ — „Was hast du getan?“ fragte die Mutter. — „Nichts.“ schluckte Karlchen. „Sie stellte eine Frage, und ich war der einzige, der sie beantworten konnte.“ — „Um!“ murmelte die Mutter. „Wie lautete denn die Frage?“ — „Wer die tote Maus in die Schublade gelegt hätte,“ antwortete Karlchen.

„Derr!“ rief sie, als er sie küßte. „Sie vergessen sich!“ — „Möglich,“ war die ruhige Entgegnung, „aber an mich kann ich auch zu anderer Zeit denken. Augenblicklich nehmen Sie meine ungeteilte Aufmerksamkeit in Anspruch.“

Gattin: „Guck dir mal die dritte Choristin in der ersten Reihe an. Sie ist mit mir zur Schule gegangen. Armes Ding! Sie ging zur Bühne, weil sie nichts anzuziehen hatte.“ — Gatte: „Das sehe ich.“